

Predigt

Matthäuskirche Weitmar, Kirchengemeinde Bochum-Südwest
03.11.2024 (23.S.n.Tr.)

Kanzelgruß

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen.

Predigttext

Römer 13, 1-7

1Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit außer von Gott; wo aber Obrigkeit ist, ist sie von Gott angeordnet. 2Darum: Wer sich der Obrigkeit widersetzt, der widerstrebt Gottes Anordnung; die ihr aber widerstreben, werden ihr Urteil empfangen. 3Denn die Gewalt haben, muss man nicht fürchten wegen guter, sondern wegen böser Werke. Willst du dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit, so tue Gutes, dann wirst du Lob von ihr erhalten. 4Denn sie ist Gottes Dienerin, dir zugut. Tust du aber Böses, so fürchte dich; denn sie trägt das Schwert nicht umsonst. Sie ist Gottes Dienerin und vollzieht die Strafe an dem, der Böses tut.

5Darum ist es notwendig, sich unterzuordnen, nicht allein um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen. 6Deshalb zahlt ihr ja auch Steuern; denn sie sind Gottes Diener, auf diesen Dienst beständig bedacht. 7So gebt nun jedem, was ihr schuldig seid: Steuer, dem die Steuer gebührt; Zoll, dem der Zoll gebührt; Furcht, dem die Furcht gebührt; Ehre, dem die Ehre gebührt.

Predigt

Liebe Gemeinde,

nach solchen Sätzen muss man erst einmal tief durchatmen. Die Obrigkeit ist euer Diener, von Gott eingesetzt. (Paulus benutzt hier für „Diener“ das Wort „Diakon“.) Der Staat als Diakon! Obrigkeit, Gewalt, Gehorsam, Furcht, Strafe – alles von Gott. Das ist ein bisschen viel auf einmal. Das muss man erst einmal verdauen...

Dazu kommt noch etwas anders: War es nicht Jesus, der von der römischen Obrigkeit durch den Statthalter Pontius Pilatus zum Tode verurteilt worden ist? Auch der Bruder Jesu, Jakobus, der in Jerusalem eine wichtige Leitungsfunktion für die Urgemeinde übernommen hatte, wurde hingerichtet. Paulus selbst hatte, als er den Brief an die Christen in Rom von Korinth aus schrieb, nur noch wenige Jahre zu leben, als er diesen Brief schrieb. Wie oft musste er fliehen, weil man ihm ans Leder wollte! Am Ende half es ihm noch nicht einmal, dass er das römische Bürgerrecht besaß: Er verlor sein Leben ebenfalls durch staatliche Gewalt.

Wie kommt Paulus dann dazu, solche Sätze zu schreiben, wo er doch die Auswüchse imperialer Macht nur allzu gut kannte?

Manchmal hilft es, das Pferd von hinten aufzuzäumen. Fangen wir mit dem letzten Satz an: „Ehre, wem Ehre gebührt.“ Bis heute kennen wir diesen Satz als eine geläufige Redewendung, und er hat einen sehr positiven Sinn.

Mir machen diese zufälligen kleinen Alltagsbegegnungen großen Spaß: An der Supermarktkasse oder an der Verkaufstheke ein kleiner, witziger Wortwechsel, eine lustige Bemerkung vom Nachbartisch im Restaurant, ein Lächeln, wenn ein kleines Kind plappernd in Begleitung seiner Oma dieser die Welt erklärt, und ein verstehendes, flüchtiges Schmunzeln zwischen den Erwachsenen während des Blickkontakts im Vorübergehen. Kleine Gesten der Anteilnahme, ein wechselseitiges Wahrnehmen als liebenswürdige, ehrenwerte - der Ehre werte - Person. Sich gegenseitig Bedeutung geben in der Leichtigkeit eines Zufallsaugenblicks. Das erwärmt das Herz, und man nimmt es gern mit.

Gehen wir über diese kleinen Harmlosigkeiten hinaus: Im Straßenverkehr kann es um Leben und Tod gehen. Das erste Gebot lautet: wechselseitige Rücksichtnahme. Ich erinnere mich noch gut an die Zeiten, etwa um 1970, in denen allein in Westdeutschland jedes Jahr so viele Menschen im Straßenverkehr ums Leben kamen, wie in einer ganzen Kleinstadt wohnten. Heute ist diese Zahl sehr viel kleiner, und zwar für ganz Deutschland, und zu einer Zeit, in der noch nie so viele Autos auf den Straßen waren, wie es jetzt der Fall ist. Hier haben staatliche Regelungen dafür gesorgt, dass Leben geschützt und Unfälle vermieden wurden: Tiefbauingenieure haben die Straßen sicherer gemacht und deutlicher gekennzeichnet, Autobauer haben die passive Sicherheit verbessert, die Anschnallpflicht wurde gegen Widerstand durchgesetzt, und die Autofahrer haben im Laufe der Jahrzehnte viel dazugelernt: Es wollen doch alle nur heil wieder nach Hause kommen, also passe ich mich an, ordne mich den Regeln unter und folge den Anweisungen der Polizei. Wer aus der Reihe tanzt, fällt deshalb auf und muss mit Missbilligung rechnen, und wer gar meint, er könne in einer Stadt Autorennen fahren, so dass dabei Menschen zu Schaden oder gar zu Tode kommen, der muss damit rechnen, dass er vor Gericht mit einer Mordanklage konfrontiert und entsprechend verurteilt wird. Der Staat trägt tatsächlich sein Schwert nicht umsonst, und er ist als Gesetzgeber tatsächlich ein Diener, ein Diakon seiner Bürger.

Und wo lernen wir dieses respektvolle Miteinander? In der Familie zuerst, aber auch in öffentlichen Institutionen. Zurzeit ist es in der öffentlichen Diskussion Mode, wenn Politiker sich nicht so verhalten, wie man es von ihnen zu Recht oder zu Unrecht erwarten, zu sagen: Das ist ja wie im Kindergarten. Aber das ist eine Beleidigung für den Kindergarten; denn dort lernen schon die Kleinen, dass die Gruppenleiterin etwas zu sagen hat, dass im Haus bestimmte Regeln gelten, dass es größere Kinder gibt, zu denen man aufschaut, weil man etwas von ihnen lernen kann, und dass man gut beraten ist, wenn man selbst frei spielen möchte, andere zu respektieren. Und so wächst man immer weiter und wird immer gescheiter in einem freien, offenen Gemeinwesen, in dem jeder zu seinem Recht kommt und seinen Platz hat.

Aus einer solchen Perspektive des durch eine öffentliche Ordnung geschützten Lebens spricht Paulus von der Obrigkeit, wenn er an die Christen in Rom schreibt. Sie bilden dort keine große Gemeinde, scheinen sich über die ganze Stadt verstreut in kleinen Gruppen in Wohnungen getroffen zu haben, allerdings in enger Verbindung und Verbundenheit miteinander. Paulus konnte sich gut vorstellen, dass sie vor der Frage standen: Wie wollen wir uns in dem Umfeld, in dem wir leben, verhalten? Rom – das war immerhin die Höhle des Löwen, das Zentrum der Macht.

Das römische Reich war ganz gewiss keine liberale Demokratie im heutigen Sinne, von der Sklaverei, den vielen Kriegen und Bürgerkriegen, den Epidemien, der grausamen Strafjustiz, der harten Arbeit und der überbordenden Kriminalität wussten alle, so wie wir Heutigen dies auch wissen. Aber es gab auch die andere Seite: Das römische Reich war auch ein Rechtsstaat, und die Stadt Rom war eine zivilisierte, mit einer tüchtigen Verwaltung versehene Großstadt, die in der Lage war, ihre Bürger mit Wasser, Lebensmitteln, Arbeit, Kultur und Informationen zu versorgen. Im gesamten Reichsgebiet herrschte eine liberale Religionspolitik: Alle denkbaren Kulte konnten dort existieren, und ihre Anhänger konnten ihre Riten praktizieren, auch die Christen, die als jüdische Sondergruppe galten – so lange sie nicht als politisch verdächtig wahrgenommen wurden. Nicht zu vergessen ist das ausgebaute Verkehrssystem, das Paulus zu Wasser und zu Lande intensiv nutzte. Man stelle sich seine Missionstätigkeit ohne die römische Verkehrsinfrastruktur vor – da wäre nicht viel möglich gewesen.

Diese Vorzüge kamen auch den Christen in Rom zugute. Also galt für sie die Devise: Es ist doch gut, dass Gott so für uns sorgt und uns schützt in dieser gefährlichen Welt. Das Beste wird sein, wenn wir alle diese Leistungen der Obrigkeit, von denen auch wir profitieren, anerkennen und unseren Teil dazu beitragen, dass es auch weiterhin so bleibt. So haben es die Israeliten in Babylon auch gemacht: Suchet der Stadt Bestes. Jeder lebt dort, wohin Gott ihn stellt. Wir zahlen Steuern, wir respektieren die Amtspersonen; wenn wir gebeten werden, Mitverantwortung zu übernehmen, sind wir dazu bereit, solange es nicht gegen Gottes Gebot verstößt; wir helfen unseren Nachbarn, pflegen die Kranken, lieben unsere Kinder und leben als treue Eheleute in unseren Familien. Wir wollen so in Erscheinung treten, dass die, die auf uns schauen, sagen: Gar nicht schlecht, dass es diese Christen hier bei uns in der Stadt gibt, so merkwürdig sie uns vorkommen mit ihren Gottesdiensten und ihren Ansichten. Wir wollen nicht aus der Reihe tanzen; denn, wenn wir allzu sehr über die Stränge schlagen, steht Ärger ins Haus.

Die Wortwahl, derer Paulus sich hier bedient, ist von Bedeutung: Er spricht von „Obrigkeit“ und von „denen, die Gewalt haben“, wir würden heute sagen: den Mandats- und Amtsträgern. Jesus hat den Seinen ins Stammbuch geschrieben: Die Großen dieser Welt unterdrücken ihre Völker, so aber soll es unter euch nicht sein, sondern einer diene dem anderen. Erstaunlicherweise ist hier von den Großen, die ihre Völker unterdrücken, gar nicht die Rede. Man würde sonst nicht von „Obrigkeit“ sprechen, sondern von Willkürherrschern, oder von Autokraten oder von Diktatoren.

In der Bürgergemeinde geht es nicht anders zu als in der Christengemeinde: Der ganze Organismus ist wie ein Leib mit vielen Gliedern, die alle ihren Teil zum Leben des Ganzen beitragen. Das hat Paulus in der Passage zuvor erklärt: Nach innen sollen Zuversicht und gegenseitige Liebe herrschen, und nach außen gilt: Soweit es möglich ist, strebt nach dem Guten, und lebt mit Jedermann im Frieden. Dazu gehört auch, dass man die öffentlichen Autoritäten anerkennt.

Für Luther und seine Zeitgenossen war das Wort Obrigkeit geläufig und selbstverständlich, deshalb hat er es auch bei der Übersetzung gebraucht, und es hat sich bis heute gehalten. Zur Obrigkeit gehören auch diejenigen, die dieser Obrigkeit „untergetan“ waren, eben die Untertanen. Luther sprach allerdings im frühneuhochdeutschen Original nicht von der Obrigkeit

sondern von der „Oberkeit“¹ und dementsprechend von der „Unterkeit“². Das gibt uns noch einen weiteren Fingerzeig: Letztlich ist jeder von uns in gewisser Hinsicht Oberkeit und Unterkeit zugleich. Jeder ist irgendjemandem untergeordnet und irgendjemanden übergeordnet, für den er Verantwortung trägt. Keine Behörde ohne Vorgesetzte und Nachgeordnete, kein Unternehmen ohne Chefs und Mitarbeiter, keine Schule ohne Lehrer und Schüler, keine Familie ohne Eltern und Kinder.

Paulus trifft einen neuralgischen Punkt: Wer in Freiheit und Frieden sein Auskommen finden will, der ist gut beraten, wenn er sich aus innerer Überzeugung des Gewissens in das gemeinsame Leben einbringt. Es geht nicht allein darum, sich irgendwie geschickt anzupassen, und angesichts aller realen Probleme die Hoffnung nicht aufzugeben. Nein, Christen sollen im festen Glauben, dass Gottes Liebe sich durchsetzen wird, wo immer sie leben, in Respekt gegenüber ihren Mitmenschen, ihren Glauben leben. Auf diese Weise erhält Gott die ganze Schöpfung, in die er die Menschen gestellt hat, die er nach seinem Angesicht geformt, sie also mit unantastbarer Würde ausgestattet hat. Sogar Kain, der Brudermörder, darf leben und wird durch das Kainsmal vor Übergriffen geschützt.

Wo ich Verantwortung für andere trage, also Oberkeit bin, habe ich eine dienende Funktion für jedermann, und wo ich jemand anderes unterstellt bin, bringe ich mich ein und wünsche – im eigenen Interesse und um Gottes willen, dem, der mir übergeordnet ist, Erfolg und Gelingen, nicht aus Furcht vor Sanktionen und Missbilligungen, sondern weil es mir um ein gemeinsames, gutes Leben geht, in dem die Liebe in Freiheit Raum gewinnt.

Lassen wir es uns also unter Gottes Gnade gut gehen, und geben jedem die Ehre, die ihm gebührt.

Kanzelsegen

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserm Herrn. Amen.

¹ Frühneuhochdeutsches Wörterbuch, 01.03.2024, https://fwb-online.de/go/oberkeit.s.1f_1709294416, Download 04.11.2024.

² Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, <https://www.dwds.de/wb/dwb/unterkeit>, Download 04.11.2024.